

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 35.

Montag, 11. Februar.

1929.

(Fortsetzung)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Elfe Bibel.

(Nachdruck verboten.)

Langsam darnach erst kam es Sep Sollern zum Bewußtsein, daß das Merkwürdigste aller Ereignisse jener Nacht diese Tatsache gewesen ist: man nahm ihn, den Fremden, übel Aussehenden, in einer Nacht, die angefüllt mit Drohung und Gefahr das Schloß Schwolm umlauerte, nach kurzem Hin und Her dort auf.

Schon damals schien es ihm so; ein starker, tapferer Mensch hatte allem dort, bis zum letzten Türhüter, Geist von seinem Geiste gegeben.

In sein halbblaues Gespräch mit dem Mann am Tor, der im Finstern, neben dem kleinen Pförtnerhaus nicht ohne Höflichkeit mit ihm verhandelt, tönt die Stimme einer Frau.

Auch sie klingt gedämpft und auch jetzt erscheint nirgends ein Licht.

„Niemand brennt hier mehr des Nachts sichtbar ein Licht“, sagt der Fremde hinter Sep Sollern flüsternd. „Man denkt sonst, sie geben Signale.“

Der nickt nur. Er hört nach der Frauenstimme hin, die in einer kurzen, freundlichen Art mit dem Torwarter spricht. Diese Stimme ist weich und sehr dunkel.

Da ist Benita Mironow. Jetzt wird die Sache gleich glatt sein. Ich gehe.“

Sep Sollern wendet sich nicht. Er ist wie benommen vom Wohlklang, der aus der Dunkelheit zu ihm kommt. Er hat immer eine Schwäche für gut modulierte Stimmen gehabt. Jetzt, aus dem starren Schweigen der vergangenen Tage heraus, berührt es ihn wie lind streichelnde Hände.

In dem riesigen Tor da vor ihm tut sich unvermutet eine kleine Seitenpforte auf. Jemand umfaßt seine Finger, die wie leblos hängen.

„Kommen Sie mit mir. Ich bin Benita Mironow. Wir wollen hier nicht reden. Der Pförtner gab mir Befehl.“

Er fühlt eine feste, warme Hand auf der seinen. Sie ist nicht klein. Das ist gut. Er kann spielerische, kleine Frauenhände nicht leiden. Ein unbestimmbarer Duft ist da. Sie gehen rasch auf gebahntem Weg. Zu beiden Seiten stehen schwarze, große Baumstämme. Dunkel breitet sich dort, wo sie in einen weiten, verschneiten Platz münden, die Fassade eines langgestreckten Hauses.

„Geben Sie acht. Die Stufen.“ Wieder greift die warme Hand nach der seinen.

Es ist wirklich nicht ganz leicht, mit den erstarrten Füßen, die in vollständig vereisten Stulpenstiefeln stecken, den Halt auf glattem Marmor zu finden. Aber die Hand hält und stützt mit ruhiger Sicherheit.

Eine Halle, auf welche Treppen münden. In der Ecke ist ein gedämpftes Licht, dessen Quellen man nicht zu erkennen vermag. Wärme schlägt ihm entgegen. Der schwebende Duft wird stärker. Im Vorübergehen bemerkt er Hyazinthen. Auf dem Boden, an den Fenstern, überall stehen sie. Wie Blumenbeete sieht es aus.

Manchmal flammt irgendwo das Stüd eines großen Bilderrahmens auf. Die Wände sind bedeckt mit Bildern. Bis hinauf in die Dunkelheit des hohen Raumes hängen sie. Der Strahl des einsamen Lichts reicht nicht weit.

Doch dort, wo es am hellsten ist, bleibt die Dame

stehen und sieht ihn an. Es geschieht in einer gesamten, sehr ernsthaften Art.

Er nimmt die Schaffellmütze vom Kopf und empfindet dabei eine nie gekannte Scham, daß er genötigt ist, so vor dieser Frau zu stehen: in seinem schmierigen, übel vertragenen Bauernpelz. Aberdies ist er fragenlos, was ihm immer ein Gefühl der Unsicherheit, ja Lächerlichkeit gegeben hat. In Gegenwart einer Dame scheint es ihm einfach unmöglich. Er ist unrasiert und peinvoll verwahrloht.

Das Gesicht der Frau bleibt im Schatten. Er kann nur ihr Profil erkennen, das klar geschnitten ist und sehr edle Linien hat.

Seltzam, dieser dicke Knoten festgeflechtener, glatter Zöpfe, im Nacken aufgesteckt. Niemand trägt das Haar mehr auf diese Weise, denkt er ganz unbenommen. Die Wärme, der Duft der Blumen... er muß sich sehr bemühen, die Haltung zu bewahren.

Aber dann fällt es Sep Sollern ein, daß er ihr noch nicht einmal seinen Namen gesagt hat. Er tut es und fügt gleich eine knappe Erklärung hinzu:

„Deutscher und Maler. Bei Kriegsausbruch in Südrussland tätig. Wegen Spionageverdacht sibirischer Sträfling. Jetzt freigelassen. Von den neuen Herren selbst, bei meiner Rückreise in die Heimat, zu einem Besuch des Kreml eingeladen. Mit noch einigen anderen Landsleuten zusammen, Künstlern, denen man zeigte, was man gern zeigen wollte. Ich habe mich etwas mehr für das — andere interessiert. Das gefiel ihnen nicht. Sie fanden es praktischer, mich noch einmal einzufesteln. Das paßte nun wieder mir nicht. Ich änderte ihre Dispositionen nach eigenem Ermessen. Jetzt bin ich auf der Suche nach unseren Linien. Sie müssen hier in der Nähe sein.“

Er wartet höflich, daß sie weiter frage. Sie hat ein Recht darauf. Da sie schweigt:

„Wenn Sie mich ein paar Stunden behalten werden, gnädige Frau, so bin ich Ihnen sehr dankbar. Aber vorher muß ich wissen: ist keinerlei Gefahr für Sie damit verbunden?“

Sie macht eine Bewegung herrischer Ungeduld. Dabei gleitet der schwere Mantel von ihren Schultern und sie steht in einem hellen Kleid vor ihm, an dessen Hals und Armen breite Zobelfstreifen angebracht sind. Er sieht das Blinken großer Perlenohrringe.

„Gefahr? Ich weiß das nicht. Es scheint mir sehr gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß Sie Ihr Ziel erreichen. Wie es die andern auch taten, die hier durchkamen. Und jetzt sollen Sie vor allem ausruhen.“

„Ardabaschew“, ruft sie in die Tiefe der Halle hinein. Sofort erhebt sich dort ein riesiger Tischer, kommt herüber und steht reglos auf gespreizten Beinen. Die Frau sagt ihm ein paar Worte. Dann zu Sep Sollern gewendet: „Ardabaschew ist bedingungslos treu und verschwiegen. Mein Mann hat ihn aus Petersburg mitgebracht. Er geht nie von unserer Schwelle. Bitte, geben Sie ihm Ihre Befehle. Und noch einmal: er ist in allem zuverlässig.“

Sep Sollern nimmt die Hand, die ihn hierher geführt, und küßt sie, wie er schon ungezählte Frauenhände geküßt. Aber er zögert dann einen Augenblick, ehe er sie wieder losläßt. Bis ein Blick voll erstaunter

Abwehr aus den Augen der Dame ihn wieder zur Besinnung bringt.

Wie er schon ein paar Schritte dem voranschreitenden Tischerleser gefolgt ist, trifft ihn noch einmal ihre weiche, dunkle Stimme:

„Wenn Sie sich — in einiger Zeit — frisch genug fühlen, meiner Schwiegermutter und mir Gesellschaft zu leisten, so werden wir uns natürlich freuen. Aber kommen Sie nur, wenn Sie wirklich Lust dazu haben.“

Das Zimmer, in das Ardabaschew ihn führt, ist groß und, soweit man es übersehen kann, mit ungewöhnlichem Luxus eingerichtet. Die Vorhänge sind dicht zugezogen. Trotzdem schaltet der Diener auch hier nur eine einzige Lampe neben dem Bett ein und stellt sie vorsorglich hinter einen Lichtschirm.

Dann geht er und öffnet eine kleine Tapetentür. Nach einer Sekunde hört Sep Sollern das Rauschen von Wasser. Er sieht einen weißgeflachten Baderaum, eine große Marmorwanne darin und es scheint ihm für Augenblicke, als sei wieder die Ede des winterlichen Landes um ihn, in der man von den Wohltaten nie wiederkehrender Lebensumstände träumte, um den Kreislauf des erstarrten Blutes zu beschleunigen.

„Das Bad, mein Herr, bitte.“ Vor ihm steht der Tischerleser, die Arme über der Brust gekreuzt, wartet.

Wie eine Figur aus dem Panoptikum, denkt Sep Sollern zerstreut. Er ist entschieden noch nicht ganz Herr seiner Gedanken. Aber dann besinnt er sich: „Danke. Das übrige mache ich allein.“

Es scheint, daß Ardabaschew ihn nicht versteht. Und das ist gut so. Denn eigentlich tut seine Hilfe verdammt not. Man ist klapprig geworden.

Der Mensch ist ein gottbegnadeter Künstler in einer Art. Unter seinen sanft knetenden und streichenden Händen wird das Blut in allen Adern aus der Erstarrung erlöst. Ein weicher, weißer Mantel hüllt einen ein, es ist warm und reinlich um Sep Sollern und es riecht nach süßlichen Gärten. Doch dies letzte empfindet er nur wie aus weiter Ferne...

Er fühlt sich vollkommen frisch und ausgeruht, als er dann nach einiger Zeit wieder aufwacht. Immerhin ist sein Bild, das ein großer Spiegel ihm entgegenwirft, keineswegs anziehend. Unvermittelt ist ein anderes vor ihm: die Frau im hellen Kleide, über dem das matte Blinken der Perlschnüre ist. Nein, so noch einmal zu ihr zu kommen, ist unmöglich.

Dennoch, irgendwie muß es gehen. Er steht und betrachtet nachdenklich das spiegelnde Glas. Wie er aufsteht, ist Ardabaschew neben ihm, ein Becken mit Rasierseife in Händen. Sep Sollern wundert sich nicht. Es ist wohlthuend, gar nicht denken zu müssen. Am besten, man fragt auch nicht, woher die elegante Herrenwäsche, der gut gearbeitete dunkle Anzug kommen, der ihm wie sein eigener paßt. Er läßt alles mit sich geschehen, trinkt in kleinen Schlucken goldgelben Tee, den Ardabaschew ihm serviert und ist von den Tellern, die er um ihn herum aufgebaut hat.

Und er folgt etwas später dem Tischerleser durch das kaum erleuchtete Treppenhaus, über weiche Teppiche und glatte Fliesen, durch Flure und Hallen, ist von Erwartung ganz erfüllt und überzeugt, daß hinter irgend einer Türe die Erfüllung ist für Etwas, das keinen Namen hat, kaum einen Begriff bedeutet.

„Herr Sollern“, meldet der Diener laut und schlägt hohe Türflügel auf. Jemand kommt durch die ganze Länge des sehr weiten Raumes auf ihn zu. Ein helles Kleid leuchtet matt.

„Ausgeruht?“ sagt die Stimme, deren Klang er kennt wie Altvertrautes.

„Ich danke gehorsamst, das Schlaraffenbassein dieser zwei Stunden hat die Wirkung der letzten zwei Monate aufgehoben.“

So ist das nun: vor einer Stunde — im verwilderten Halbschlaf — fahrender Landstnecht, der man monatelang gewesen ist, schien es ganz natürlich: man wird diese blendende Frau küssen... Mitten auf die Stirn, zwischen die abgründigen Augen wird man sie küssen.

Und statt dessen steht man in zusammengefaßter Haltung, tadellos, diszipliniert, unpersönlich bis zum

Ekel, und sagt ein paar Belanglosigkeiten, wie man sie immer und überall in ähnlicher Situation sagen würde.

Sie steht auf, belustigt, überrascht. „Das ist sehr schön, daß Sie sich ausruhen. Madame Lättia Mironow erwartet uns. Mein Mann ist in Geschäften verreist. Bitte, kommen Sie.“

Sie geht vor ihm her durch den Saal und seine Augen feiern ein Fest, wie sie diesem unbeschwerteren, freien und stolzen Schreiten der Frau folgen. Er hat sich jetzt wieder völlig in der Hand und ist etwas beschämt.

Da ist ein kleiner Salon, seidiger Damast, ein undeutliches Blinken von silbernen Geräten. Aus einer Art Thronfessel erhebt sich ein zierliches Geschöpf unbestimmbaren Alters. Eine kleine Schleppe züngelt.

„Madame, Herr Sollern möchte dich begrüßen.“ Aber Sep Sollern ergießt sich eine Flut deutscher, russischer und französischer Worte. Man sitzt um einen Tisch, auf dem ein Samowar von Pfefferflaschen umgeben ist und eine Menge kleiner Körbe voll Gebäck und Früchte stehen.

Madame Mironow spricht betrieblig ohne Pause. Und das ist Sep Sollern sehr bequem. Denn so hat er Zeit, die jüngere der Damen des Hauses zu beobachten, die mit schönen, ausgeglichenen Bewegungen Tee bereitet. (Fortf. folgt.)

Der Freiherr von Malepartus.

Von Th. v. Wildungen.

Noch ist es tiefe Winterzeit, wenn auch mittags die Sonne bisweilen schon wohliger wärmend ihre verflügelte Kraft beweisen will und den Freigebornen von der Stube Reineke mollig auf den Balg brennt. Schmud schaut er aus, der Freiherr aus der Burg Malepartus, in seinem hochachtlichen Kleide, das ihn gerade zur Winterzeit in vollendeter Schönheit schmückt. Dicht und voll ist das schöne, rotbraune, mit Schwarz verbräunte Pelzwams, buschig und vollrund die lange Lunte, an deren Ende kokett eine weiße Spitze leuchtet und in der Sonne glänzt und gleißt das starke Fuchshaar, wie von einem ersten Haarstylist behandelt und gekräuselt. Viel hält er sich um diese Zeit heimisch in seiner stolzen Burg, dort vermögen ihm Kälte und Nässe, Wind und Wetter wenig anzuhängen. Er hat diese wohlliche Behausung einst seinem Better Grimmbart, dem Dachs, auf wenig feine Art abgekauft. Der Bau ist sehr aufwändig hergerichtet und in mehreren Etagen übereinander angelegt. Der Hauptwohnraum, der Kessel, ist tief in den gewachsenen Boden eingelassen, dort werden die Bewohner von den winterlichen Unbilden nicht berührt, wenn die Kälte auch noch so grimmig wird. Auch drei Koftröhren hat der weiße Better Grimmbart schon in die Burg eingebaut. Sehr wichtig, man kann nie wissen, und vorgebaut ist besser als zu spät bedacht.

Zur Zeit beherbergt Ritter Reinhard sehr willkommenen Besuch in seinem Schloß. Eine bildhübsche, schlanke, junge Fähe, die er sich in ritterlichem Turnier mit einem Raufbold von jungem Rüd erstritten hat, teilt seine winterliche Einsamkeit. Harten Kampf hat es gegeben um die stolze, spröde Schöne, aber jetzt, ho io toho, ist Ranzzeit, Hochzeit bei der roten Sippe Reineke, und nur wenn ihn der Hunger herausreibt aus seiner Burg, trennt sich der alte Sünder von seiner jungen Minne. Schlimm muß es kommen mit der Freilust, sonst schläft es sich auch, dicht aneinandergeschmiegt, in der wohllichen Kemetate tief unter der Erde ganz ausgezeichnet.

Lange hat er sich heuer heimisch halten lassen, es war gar zu wohl bei der jungen, schönen „Beke“. Heute morgen aber drückt ihn, den Ritter, das hochnotwendige Gefühl des Hungers gar zu sehr, und auch Madame merkt eine unangenehme Leere in ihren Eingeweiden. Beide beschließen, ihr Voklager zu verlassen. Von der Sippe Reineke wird es niemand wagen, dem Freiherrn von Malepartus, einem der Stärksten seines Geschlechtes, die gekürte, junge Gemahlin streitig zu machen. Darum erscheint dem reißigen Rüd eine kurze Trennung von der schmutzen Fähe nur von nebensächlicher Bedeutung. Die Minne muß heute vor dem durch die Freilust stark in den Vordergrund gedrängten, glühenden Jagdeifer und der angeborenen Freigier zurücktreten.

Raum eine halbe Stunde von Malepartus entfernt, am Waldrande, liegt die Niedmühle. Von dort hörte der rote Ritter schon oft in der Frühe die stolzen Fähe ihr Morgenlied singen. Einer von den feinsten Godeln des Müllers, das

wäre so gerade das rechte Fressen für seinen leeren Magen heute. Gierig lugen seine listigen Seher aus der Haupttürme seiner Burg in den trübseligen, klaren Februar-morgen. Eine starke Neue hat es in den letzten Tagen gegeben. Wenig paßt der Neuschnee für seinen heutigen Raubzug, doch das hilft nichts. Hunger tut weh. Einige Augenblicke sichert er vorsichtig nach allen Seiten und streckt sich in den Fesseln Gelenken. Dann erreicht er mit einem eleganten Satz eine dicht verschneite Schöpfung und schnürt, immer zwischendurch verhaltend und lauschend, der Riedmühle zu. Es ist zeitiger Vormittag. Eben schnellen einige silberne und goldene Pfeile der höher steigenden Morgensonne durch den winterlichen, weißen Wald. Unter den Rosenfingern des strahlenden Frühlichtes gleiten und klammern die Schneekristalle wie strahlende Goldgeschmeide und kostbarste Edelsteine in ihren zauberisch schön flammenden Lichtreflexen, wie sie seine Schatzkammern und Prunkgemächer eines Maharadscha aufweisen können. Meister Reineke, wenig berührt von den feenhaften Schönheiten des im Sonnenglanz liegenden, schneeuumfängenen Winterwaldes, trotzt dem Hühnerhof des Riedmüllers zu.

Was ist das, — ein Rasteln im dichten Unterholz; der Schnee staubt in wider Wölfe von dem Dornengebüsch. Reineke setzt zum Sprunge an, bei seinem Hunger braucht es nicht unbedingt Hühnerbraten zu sein, auch ein Mäuslein wäre nicht zu verachten. Doch zu spät, schon erkennt er den rostbraunen, kleinen Kletterfinkler, einen Eichfater, auf der höchsten Spitze einer Reistanne, weiter in kühnem Schwunge hinaufklimmend in das grüngelbe durchleuchtete Nadelgewirre einer mächtigen Kiefer. Der rote Freiberger schaut dem kühnen Akrobataten sehnsuchtsvoll nach. Schade, auch dieser Eichfater wäre nicht schlecht gewesen, wenigstens für den ersten grimmigen Hunger. Na, denn nicht. Reineke schlägt ärgerlich mit der Funte in den weichen Neuschnee, und weiter geht es in schnürendem Trab. Von der Mühle klingt das klappernde Tid-tad der Dreschlegel. Reineke ist jetzt an dem lebenden Zaun, der die Riedmühle einschließt. Er erblickt das Hühnerpöckchen mit zwei stolzen Kassehähnen, natürlich in der Nähe der Scheunentenne herumspazierend, denn dort fällt ihnen beim Dreschen so manches Körnlein zu. Hier ist vorläufig nichts zu machen, überlegt der Listige, mit den Dreschlegeln möchte er trotz des wühlenden Hungers ungeru Bekanntschaft machen. — Aber was nicht ist, kann noch werden, das Dreschen hört auch einmal auf, und im Dunkeln ist gut „Munteln“. Diese Philosophie scheint ihm zur Zeit die beste Taktik. Schleunigst sucht er den schützenden Wald wieder auf und stillt seinen ärgsten Hunger an den dort unter dem Schnee reichlich verstreut liegenden Buchedern. — Ein Mäuslein flüht über eine vom Sturm gefällte und lahl gefegte Buche, um sein schützendes Obdach zu erreichen. Diesmal war Freund Reinhard schneller. Schon hat er das Mäuschen zwischen dem Gehege seiner Zähne und verweist es mit Wohlbehagen. Dabei kommt ihm ein neuer Plan, und er nimmt seinen Beschel hinaus aus dem Walde. Drüben jenseits der Waldheide schlängelt sich der Mühlenbach durch angepflanzte Wiesen. Mit warmen Quellarmen durchfließt, gibt es dort immer offene Wasserblänken, die auch bei strengem Frost nie ganz zufrieren. Ein „Dorado“ für die Wildenten im Winter. Das weiß der freigeborene Herr von Malepartus nur zu genau. So manchen Entenbraten hat er sich dort schon geholt. Doch die Gegend erscheint ihm so verändert. Wohin ist nur der schöne Schilfsaumel von der Sumpswiese, durch den man sich so günstig heranzuwagen konnte an die offenen Wasserblänken? Ja, das war einmal. Das Schilfrohr hat der Riedmüller für das schadhafte Dach seiner Scheune geschnitten. Da ist es nun natürlich selbst für einen neunmal geriebenen Erzgauner sehr schwierig, sich an die freiliegenden Wildenten heranzumachen. Schon eräugt er einige von den Entenvögeln lustig auf dem Wasser herumspazieren. Wie eine Schlange windet sich jetzt der alte, rote Sünder, jede Binsentaube, ja, die kleinste Deckung geschickt ausnützend, um den besitzenden Grasenken greifbar nahe zu kommen. Bis auf etwa 30 Schritte ist er heran, da hat ihn aber bereits ein alter, heimlicher Erpel gesichtet. Mit „Schraab-schraab!“ erhebt er sich warnend vom Wasser, und sofort folgen ihm vier andere starke, fette Enten. Ein einfüßiges Pflaumfederchen rieselt aus der Luft herab, das ist alles, was dem roten Gauner von dem Schoof Enten geblieben ist. Klinkerpech, kein Fangtag heute, denkt Reineke mürrisch, na, letzten Endes bleibt eben doch noch der Hühnerhof.

Es ist milde geworden, die Sonne hat grau-schwarzen Februarwolken Platz machen müssen, es nieselt und Matsch-wetter entwickelt sich aus der schönen weißen Neuen. Alte geköpfte Weiden mit häßlichen Sturmwelpeterköpfen starren schwarz in den griesgrämlichen Spätnachmittag. Noch keine Spur von neuerwachten Leben ist an den Weidenzweigen zu erblicken, nicht das geringste grüne Spitzchen will sich zeigen. Reineke hat sich wieder in das dichte Unterholz des

Waldes zurückgezogen. Die nasse Witterung ist wenig nach seinem Geschmack, wieder plagt ihn die bohrende Fresslust. Sein ganzes Dichten und Trachten ist jetzt auf die Hühne des Riedmüllers eingestellt. Aber nicht nur das nagende Hungergefühl quält ihn, nein, auch seine Ehre steht auf dem Spiel. Wie soll er bestehen heute abend vor der jungen, schönen „Bete“ in seiner Burg, wenn er ohne Beute heimkehrt, er, der ränkervolle rote Ritter, der Freiherr von Malepartus? Ah, da steigt ihm lieblicher Heringsduft in den Windfang. Dreimal geht er herum um den lodenden Broden, aber noch hat er sich in der Gewalt, er nimmt ihn nicht auf, den Lederbissen. Als er vor Jahresfrist einen solchen leder duftenden Heringskopf verschlingen wollte, da wurde es ihm elend, übel und schwarz vor den Lichtern. Damals glaubte er, sein letztes Stündlein wäre gekommen. Nur mit Mühe und großer Not konnte er den vergifteten Broden wieder herauswürgen. Nein, er ist klug und weise und kann sich wohl bezähmen.

Jetzt ist die Dämmerung hereingebrochen, die höchste Zeit für den Besuch auf dem Hühnerhof in der Riedmühle. Ganz vorsichtig schnürt und schleicht er mit Nordgedanken im Herzen dem Tatort zu. Drei Schritte nur trennen ihn von der Mühle. Gerade will er in die ihm wohlbekannte Pforte der Weidbörnhede einschließen, da fährt ihm ein scharfer, roter, feuriger Strahl über die Lider. Es reißt ihn zur Seite, unfähig, sich zu rühren, liegt er da und fühlt sein Ende nahen. Noch einmal gedenkt der freigeborene Herr von Malepartus in Liebe seiner Minne mit der jungen, schlanken Fähe, dann streckt er zitternd die Läufe und haucht seine schwarze Seele aus. Des Müllers Sohn hatte die frische Fährte von Reineke im Neuschnee mittags gespiert und richtig mit dessen Fressbegier und seinem Wiederkommen gerechnet.

Schneesturm.

Von Sven Hedin.

Nach der Entdeckung des Transhimalaja, die seinen Namen in der ganzen Welt berühmt machte, hatte Sven Hedin nur eine Pause von wenigen Jahren vorgezogen, ehe er wieder hinaus wollte; aber der Weltkrieg und die großen politischen Umwälzungen in Asien richteten fast unüberwindliche Hindernisse auf. Dadurch, daß die Vorbereitungszeit sich verlängerte, gewann er Zeit zur Ausarbeitung neuer großer Pläne: so reifte der Entschluß, für diese seine, menschlicher Voraussicht nach bedeutendste, Reise nach Asien alle Mittel moderner Forschung heranzuziehen, eine Aufgabe, die die Leistungsfähigkeit eines einzelnen bei weitem überstieg. Er hielt Ausschau nach jüngeren Wissenschaftlern, und im Jahre 1926 begann er dann in Peking die größte Expedition zusammenzustellen, die je nach Innerasien aufgebrochen ist. Erbitterter Widerstand der chinesischen Regierung war zu überwinden, doch zäher Wille, diplomatisches Geschick und die Macht seiner Persönlichkeit trugen auch hier den Sieg davon. Aus Gegnern wurden die Chinesen zu Freunden und Förderern des Planes, ja zu Teilnehmern. Noch ist die Expedition, über die wir unsere Leser schon früher unterrichtet haben, mitten in der Arbeit, aber Sven Hedin glaubte dem Drängen seiner vielen Freunde, die Näheres erfahren wollen, nachgeben zu sollen und läßt das Buch über den ersten großen Abschnitt der Reise unter dem Titel „Auf großer Fahrt. Meine Expedition mit Schweden, Deutschen und Chinesen durch die Wüste Gobi, 1927/28“, mit 110 einfarbigen und bunten Abbildungen und 1 Routenkarte, bereits jetzt bei seinem alten Verleger F. A. Brodhaus, Leipzig, erscheinen. Wir lassen hier mit seiner Genehmigung einen Abschnitt daraus folgen:

Ich erwachte mitten in der Nacht vom Geheul des Sturmes, und als ich mich in der Frühe anzog, hörte ich jemanden rufen: „Schneesturm!“, worauf Mühlenweg, der, originell genug, Schneeschuhe mitgenommen hat, mit „Hurra!“ antwortete. Draußen lag der Schnee in kleinen weißen Flecken in allen Kamelpuren und allen Senken sowie im Saum von Steppenhöckern und Erosionsrändern, und immer noch trieben feine Schneekristalle in dem rasenden Nordwest. Gelbrote Streifen im Osten verrieten die Sonne, im übrigen war der Himmel bewölkt, und schwarze, unregelmäßige Wolken im Nordwesten glichen zerfetzten Fahnen. Es war trübe, dunkel und düster, und es sah aus, als hätte sich ein undurchdringliches gewölbtes Dach auf die Edmark herabgeseigt.

Der librische Winter war plötzlich auf Besuch gekommen.

In der vorhergehenden Nacht hatten wir 5,1 Grad unter Null gehabt. Jetzt war die Temperatur — etwas ganz Ungewöhnliches bei stürmischem Wetter — seit 4,30 Uhr nachmittags bis auf 7 Grad Kälte gesunken. Dies war der erste Tag, wo die Temperatur nicht über Null stieg. Der Luftdruck war in den letzten achtundvierzig Stunden um fast 26 Millimeter, von 656 auf 630,5, gefallen, obwohl wir uns die ganze Zeit fast auf derselben Höhe befunden hatten. Bei Tagesgrauen hörte der Sturm auf, und der Sonntagmorgen des 20. November war ruhig und klar.

In Süd 82 Grad West war der Gipfel des Tsgan Bogdo zu sehen. Eins unserer Kamele muhten wir im Lager 58 zurücklassen. Es wollte nicht mehr fressen und ließ sich auch nicht mehr zum Aufstehen bewegen.

Wir zogen in einem Tal nach Nordwesten, das von zwei mit Tamarisken bewachsenen Querdünen zum Teil gesperret wurde. Die Landschaft war schön und malerisch: gewundene enge Täler zwischen steilen, dunklen Bergen. Dann kamen wir wieder auf offenes Gelände hinaus. Die gleiche Öde und Einsamkeit umgab uns am 21. November. Aber da heute kein Wind wehte, hatte die Sonne ihre Nacht wiedergewonnen, und es war warm. Der Ritt war daher ein Vergnügen, nicht wie sonst, bei Wind oder Sturm, eine Marter. Am Nachmittag des nächsten Tages schneite es zur Abwechslung.

Der 23. November war windstill und fast warm. Im Norden breitete sich eine schier endlose Ebene aus. Hier umfakte der Blick ein wahrhaft gewaltiges Gebiet der Erdoberfläche. Unser Marsch war, wie gewöhnlich, kurz. In den letzten fünf Tagen hatten wir genau 100 Kilometer zurückgelegt und befanden uns jetzt 256 Kilometer vom Edsin-gol und 480 von Hami entfernt.

Heut schreiben wir den 24. November. In einem Monat ist Weihnachtabend. Wo werden wir ihn feiern? Wir sind so optimistisch, zu hoffen, daß dann die ganze Karawane in Hami versammelt sein wird. Alles hängt von unseren Kamelen ab. Wenn sie durchhalten, kommen wir rechtzeitig hin. Aber schon jetzt sind viele von ihnen überanstrengt und müde.

Seit dem Möruin-gol haben wir keinen Menschen erblickt. Die große Karawane, die gleichzeitig mit uns den Edsin-gol verließ, ist so nahe vor uns, daß ihre Lagerfeuer bisweilen noch unter der Asche glühen, wenn wir an ihnen vorüberreiten. Doch wo sind all die großen Karawanen aus dem Westen und dem Osten, die, wie man uns gesagt hatte, diesen nördlichen Wüstenweg benutzten? Unsere Gewährsmänner hatten versichert, dieser Weg wäre neu und höchstens zwei Jahre alt, der südlichere, den Haubes Kolonne eingeschlagen, dagegen sechs Jahre. Vorher soll der beste Weg auf dem Gebiet der Mongolischen Republik gelaufen sein. Hier ist das Land des Todes und des Schweigens — hier gibt es weder Menschen noch Tiere.

Doch jetzt taucht in einer Entfernung von einigen Kilometern ein grell leuchtender gelber Gürtel vor uns auf. Mento, den ich frage, sagt, daß es unverkennbar Gras sei. Herrlich, herrlich! Dann bekommen unsere Kamele endlich etwas zu fressen. Eine Weile später erkennen wir verschiedene Strecken mit wogendem Schilf oder Gras, kleine Pappelaine und Tamariskengebüsche. Wir kreuzen ein murmelndes Bächlein, das von einer Quelle kommt und weiter unterhalb bläulich-schimmernde Eisschollen bildet. Auf einem alten Opiumfeld stehen unsere Zelte. Die Kamele sind schon auf der Weide. Es war ein Genuß, zu sehen, wie sie es sich schmecken ließen und wie ihre Augen leuchteten, als sie das frische süße Wasser tranken. Ein heftiger Westwind hatte eingeseht, aber die dichten Tamariskengebüsche gaben uns Schutz. Hier muhten wir einige Tage ausruhen; denn dieser Platz, der Ilen-gol hieß, war die erste Oase seit dem Möruin-gol. Sie erschien uns nach dem Marsch durch die unfruchtbaren Wüstengegenden wie ein Paradies auf Erden.

Unsere Jäger erlegten mehrere Gazellen und allerlei Hühner, so daß wir wieder frisches Fleisch hatten. Die Lebensmittelvorräte für die Europäer waren noch so reichlich, daß sie bis Hami langen konnten, aber die Mongolen, die nicht sparen können, hatten nur noch für vier Tage Mehl. Es war daher notwendig, einen Boten vorauszuschicken, der Mehl einkaufte — entweder von der großen Karawane vor uns, wenn sie etwas übrig hatte, oder in dem kleinen chinesischen Ort Dschito, der auf der Grenze von Sinkiang liegen und einen Kaufladen aufweisen sollte. Ich gab daher Mühlenweg den Auftrag, mit dem Kameltreiber Chang und den Mongolen Bantische und Singhi auf vier unserer besten Reittiere und mit einem Lastkamel im Gewaltmärschen vorauszuweichen, um unsere Vorräte so schnell wie möglich zu ergänzen. Er sollte auch Erbsen einkaufen als Kraftfutter für unsere schwachen Kamele. Die Geldsumme, die ich ihm mitgeben konnte, betrug nur 400 Dollar aus meiner Kasse

und 200, die mir Professor Siu freundlich zur Verfügung stellte. Sobald Mühlenweg seine Einkäufe besorgt hatte, sollte er in Eilmärschen zurückkehren, um möglichst bald wieder zu uns zu stoßen. Ich stellte ihm frei, nach eigener Beurteilung der Umstände neue Kamele für den Rückmarsch zu mieten oder zu kaufen. Von Dschito sollte er Chang weiter nach Hami schicken mit einem Brief an Haube und Haslund, in dem er diese sowohl von unserer Lage als auch von den Schritten und Maßnahmen unterrichtete, die er zu unserem Entsatze ergriffen hatte. Mein Auftrag an Mühlenweg war freilich etwas unbestimmt, aber das war nicht anders möglich. Hatte doch keiner von uns eine Ahnung von der Lage und Leistungsfähigkeit von Dschito. Wir ruhten nicht einmal sicher, ob man dort die notwendigen Einkäufe machen konnte, geschweige denn, ob der Ort überhaupt Kamele besaß. Alles hing von den Umständen ab, aber Mühlenweg ist ein kluger und zuverlässiger Mann, und nahm den schwierigen Auftrag mit Freuden entgegen. Aberdies spricht er geläufig Mongolisch. Nach den unsicheren Auskünften, die wir erhalten hatten, mußte er in einer Woche Dschito erreichen können, und da wir selbst uns gleich zeitig nach Westen bewegten, hofften wir, ihn innerhalb von zwei Wochen wiederzusehen. Mühlenweg selbst war davon überzeugt, bis zum Vollmond am 8. Dezember wieder bei uns zu sein.

Während Mühlenweg noch am 25. November seinen Eilmarsch antrat, gönnten wir andern uns und unseren Kamelen einige Ruhetage in der Oase am Ilen-gol. Erst am 28. November — nach einem nächtlichen Tief von 22,7 Grad unter Null — zogen wir weiter. Der Weg führte nach Südwesten. Zur Rechten hatten wir einen kleineren Berggürtel und drei flach kuppelförmige Erhebungen. In Süd 13 Grad West erhob der Tsgan-Bogdo seine blaue Pyramide. Wir ritten an einer eigenartigen chinesischen Inschrift vorüber. Der schwarze Grus der Oberfläche war in der Weise entfernt worden, daß der darunter liegende helle Lehm Boden 2 Meter hohe chinesische Ideogramme zeigte. Siu dolmetschte uns die Inschrift: „Wenn wir einig sind, erhalten wir Hilfe von den Göttern. Dieser Weg wird selten benutzt, aber um den Zollstationen auszuweichen, muhten wir ihn noch einmal gehen.“

Den ganzen Weg waren Mühlenwegs Fuhscharen zu sehen. Er hatte offenbar sein Reittier schonen wollen. Wie wir es gewohnt waren, hingen an den Büscheln längs des Pfades weiße Kloden von Schafwolle. Sie blieben sitzen, wenn die Wollballen der Kamele die dornigen Büsche streifen, und verraten eine der wichtigsten Handelswaren, die auf diesen öden Wegen befördert werden.

Auf dem heutigen Marsch muhten wir zwei Kamele zurücklassen, und ein drittes erreichte mit Mühe und Not das Lager; wir fragten uns schon, wie viele bis nach Hami kommen würden. Der Karawanenweg, dem wir folgten, war furchtbar larm an allem gewesen. Von fünfzehn Lagerplätzen war nur ein einziger gut. Bei solchen Verlusten, wie wir sie heute erlitten hatten, mußte unsere Lage binnen kurzem kritisch werden. Die Mongolen hatten Bohnen, Fett und etwas Mehl erhalten, das wir entnehmen konnten. Für den Stab war alles noch in hinreichender Menge vorhanden, und es ist selbstverständlich, daß wir mit den Mongolen und den chinesischen Dienern teilen würden, wenn ihre Vorräte zu Ende gingen.

Tags darauf kam der Wind von Süden, wo der Tsgan-Bogdo jetzt in Süd 14 Grad Ost aufragte. Wir zogen zwischen dunkeln Hügeln immer noch nach Südwesten. Dann bogen wir in ein 40 Meter breites Tal ein, das nach Süden ging. Es wurde immer enger und gewundener, schwenkte allmählich nach Südwesten und Westen und führte uns schließlich zu einem offenen kesselförmigen Tal, das von kleinen dunklen Berggipfeln umgeben war und dessen Boden bald völlig unfruchtbar, bald mit lichtstehenden Büschen bewachsen war. Hier und da lagen noch größere Schneeflecke. In einem Abflusbett fanden wir einen Brunnen, 60 Zentimeter tief, und mit süßem gestorenem Wasser, der uns erlud, das Lager aufzuschlagen, zumal auch die Weide etwas besser war als sonst.

Ein heftiger Weststurm zwang uns, am 30. November liegenzubleiben. Am Morgen waren die Büschen weiß von Reif, der nach Sonnenaufgang verschwand. Ich sah ein paar Stunden bei Siu, in dessen Zelt jetzt ein Feuer brannte. Die Mahlzeiten nahmen wir in meiner Zurte ein, wo wir dann noch beisammen blieben und uns lebhaft unterhielten. Ein ausgemustertes Kamel wurde geschlachtet, weil die Mongolen und die Hunde Fleisch brauchten. Der Nord hatte einen ungewöhnlich schönen Hof; schweigend und dunkel umschlossen die Berge unser Lager, wo die Kamele das schlechte Futter wiederkauten, das wir ihnen geboten hatten.

In der Nacht fiel das Thermometer auf 24,7 Grad unter Null.